

Leseprobe aus:

Honoré de Balzac  
Verlorene Illusionen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2014

HANSER





Honoré de Balzac

Verlorene Illusionen

*Roman aus der Provinz*

Herausgegeben und  
aus dem Französischen übersetzt  
von Melanie Walz

Carl Hanser Verlag

Die Übersetzerin dankt dem  
Deutschen Übersetzerfonds e.V. Berlin für die Förderung.

Vorsatz: *Panorama de Paris pris du Pavillon de Flore.* –  
Paris: Rittner et Goupil; London: Till, s. a. [1820–1830].

Aufnahme: Bayerische Staatsbibliothek, München,  
Signatur: Mapp. IV, 142 np.

1 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-446-24614-0

Alle Rechte vorbehalten

© Carl Hanser Verlag München 2014

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungs-  
vollen Quellen

**FSC® C006701**

## FÜR MONSIEUR VICTOR HUGO

Sie, die Sie wie ein Raffael oder ein Pitt von der Vorsehung begünstigt sind und in einem Alter, in dem der Mensch noch klein ist, bereits ein großer Dichter waren, Sie haben wie Chateaubriand, wie alle wahren Begabungen, gegen die Neider gekämpft, die sich hinter den Spalten oder in den Kellern der Zeitungen verschanzen. Und so wünsche ich, Ihr ruhmreicher Name möge diesem Werk, das ich Ihnen zueigne, zum Durchbruch verhelfen, einem Werk, das manche ebenso für einen Mutbeweis halten wie für eine wahrheitsgetreue Geschichte. Gehörten die Journalisten etwa nicht wie die Marquis, die Finanziere, die Ärzte und die Staatsanwälte als Stoff Molière und seinem Theater? Warum sollte *Die menschliche Komödie*, welche *castigat ridendo mores*, die Obrigkeit verschonen, was die Pariser Presse niemals täte?

Es ist mir ein Vergnügen, Monsieur, zeichnen zu können als

Ihr aufrichtiger Bewunderer und Freund

DE BALZAC



*Erster Teil*

Die zwei Dichter



Zu der Zeit, da diese Geschichte beginnt, hatten sich die Stanhope-Druckpresse und die Walzen zum Auftragen der Druckerschwärze in den kleinen Provinzdruckereien noch nicht durchgesetzt. Trotz des besonderen Erzeugnisses, das Angoulême mit dem Pariser Druckereigewerbe verbindet, benutzte man dort noch immer Holzpressen, denen die Sprache die nunmehr gegenstandslose Wendung verdankt, man bringe die Presse zum Ächzen. Das veraltete Druckerhandwerk Angoulêmes verwendete noch immer mit Druckerschwärze eingeriebene Lederballen, mit denen der Drucker die Lettern betupfte. Die bewegliche Fläche mit der *Druckform* aus Lettern, auf die das Papier gedrückt wird, war eine Steinplatte, völlig zutreffend als *Setzstein* bezeichnet. Die unersättlichen Schnellpressen unserer Tage haben diesen Druckvorgang, dem wir trotz seiner Unzulänglichkeiten die schönen Bücher der Elzevier, eines Christophe Plantin, eines Aldus Manutius und der Familie Didot verdanken, so in den Hintergrund gedrängt, dass ich nicht umhin kann, die Werkzeuge zu erwähnen, denen Jérôme-Nicolas Séchard eine abergläubische Zuneigung entgegenbrachte, denn sie spielen keine geringe Rolle in dieser großen kleinen Geschichte.

Séchard war ein ehemaliger Druckergeselle, von den Setzern in ihrem Fachjargon als »Bär« bezeichnet. Die Bewegung vor und zurück, mit der die Drucker sich von ihrem Kübel mit Druckerschwärze zur Druckerpresse und von der Presse zur Druckerschwärze bewegen, haben ihnen vermutlich die-

sen Spitznamen eingebracht. Zur Rache haben die Bären die Setzer »Affen« getauft wegen der ständigen Gymnastik, die diese Herren betreiben, um der Lettern in ihren einhundertzweiundfünfzig Kästchen habhaft zu werden. Im katastrophalen Jahr 1793 war Séchard, damals um die fünfzig, verheiratet. Sein Alter und sein Ehestand verschonten ihn vor der großen Mobilmachung, die fast alle Handwerker zur Armee brachte. Der alte Druckergeselle blieb allein in der Druckerei zurück, deren Inhaber – in anderen Worten: der Alte – gestorben war und eine kinderlose Witwe hinterlassen hatte. Dem Druckereiunternehmen drohte der baldige Untergang: Der einsame Bär war außerstande, sich in einen Affen zu verwandeln, denn in seiner Eigenschaft als Drucker war er weder des Lesens noch des Schreibens kundig. Ohne diese Mängel zu berücksichtigen, verlieh ein Volksvertreter, der die schönen Dekrete des Konvents so schnell wie möglich unter das Volk zu bringen hatte, dem Druckergesellen das Patent des Meisterdruckers und verpflichtete ihn zum typographischen Dienst an der Republik. Nachdem Citoyen Séchard dieses gefährliche Patent angenommen hatte, entschädigte er die Witwe seines Meisters mit den Ersparnissen seiner Ehefrau und erwarb die Einrichtung der Druckerei zum halben Preis. Das war noch nicht alles. Nun galt es, die republikanischen Dekrete fehlerlos und ohne Verzug zu drucken. In dieser schwierigen Situation hatte Jérôme-Nicolas Séchard das Glück, einen Adligen aus Marseille kennenzulernen, der nicht emigrieren wollte, denn das hätte ihn um Grund und Boden gebracht, sich aber auch nicht zeigen durfte, denn das hätte ihn um Kopf und Kragen gebracht, und der zum Broterwerb einer Arbeit nachgehen musste. Der Graf von Maucombe schlüpfte folglich in den bescheidenen Kittel eines Druckereifaktors in der Provinz; er setzte, las und korrigierte eigenhändig die Erlasse, die den Citoyens, die Adelige versteckten, die Todesstrafe androh-

ten; der zum Alten gewordene Bär druckte sie und ließ sie anschlagen; und beide blieben unbehelligt. 1795 war der Schwall der Terreur versiegt, und Nicolas Séchard musste sich einen neuen Helfer suchen, der als Setzer, Korrektor und Faktor dienen konnte. Ein Abbé, der später unter der Restauration Bischof wurde und sich seinerzeit geweigert hatte, den Eid auf die Verfassung zu leisten, ersetzte den Grafen von Maucombe, bis der Erste Konsul die katholische Religion wieder einsetzte. Später trafen sich Graf und Bischof als Banknachbarn im Senat. Jérôme-Nicolas Séchard war 1802 des Lesens und Schreibens zwar nicht kundiger als 1793, aber er hatte genug *Stoff* beiseite geschafft, um sich einen Faktor leisten zu können. Der Druckergeselle, der so unbekümmert um seine Zukunft gewesen war, war nun als Meister von seinen Bären und Affen gefürchtet. Wo die Armut endet, beginnt der Geiz. Als der Drucker die Chance witterte, ein Vermögen zu machen, weckte das Geld seinen Geschäftssinn, doch dieser war von Gier, Misstrauen und Schläue geprägt. Seine Praxis spottete jeder Theorie. Er hatte sich angewöhnt, den Preis einer Seite oder eines Bogens auf Augenschein nach den Schrifttypen zu schätzen. Seinen unwissenden Kunden legte er dar, dass große und dicke Lettern zu bewegen teurer zu stehen komme als kleine; und wenn es um kleine Lettern ging, erklärte er, diese seien schwieriger zu handhaben. Da das *Setzen* den Teil des Druckereigewerbes bildete, von dem er nichts verstand, war seine Furcht, sich zu irren, so groß, dass er nur leoninische Geschäfte abschloss. Wenn seine Setzer nach Stunden entlohnt wurden, ließ er sie bei der Arbeit keine Sekunde aus den Augen. Erfuhr er von einem Papierfabrikanten in Not, kaufte er dessen Produktion zum Spottpreis auf und lagerte sie ein. Schon zu jener Zeit gehörte ihm bereits das Haus, in dem sich seit unvordenklichen Zeiten die Druckerei befand. Glücksfälle aller Art widerfuhren ihm: Er wurde Witwer, hatte nur

einen Sohn; den schickte er auf das Gymnasium der Stadt, nicht in erster Linie um der Erziehung des Jungen willen, sondern um einen Nachfolger heranzuziehen; er behandelte ihn streng, um länger väterliche Macht über ihn auszuüben; und an Ferientagen ließ er ihn als Schriftsetzer arbeiten, damit er lernte, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, um später einmal seinen armen Vater entschädigen zu können, der für die Erziehung des Sohns kein Opfer scheute. Als der Abbé die Druckerei verließ, wählte Séchard unter seinen vier Setzern denjenigen zum Faktor, den der künftige Bischof als ebenso redlich wie intelligent bezeichnete. Und so konnte der alte Schlaukopf sich allmählich auf den Augenblick freuen, in dem sein Sohn die Leitung der Druckerei übernehmen und sie mit seiner Jugend und Gewandtheit weiter ausbauen würde. Am Gymnasium von Angoulême war David Séchard einer der besten Schüler. Obwohl der alte Séchard sich als Bär ohne Kenntnisse und ohne Bildung hochgearbeitet hatte und das Bücherwissen zutiefst verachtete, schickte er seinen Sohn nach Paris, damit dieser dort die Buchdruckerkunst in ihrer höchsten Vollendung erlernen möge; allerdings legte er ihm eindringlich nahe, in der Gegend, wo, wie er sagte, das Handwerk goldenen Boden habe, eine hübsche Summe Geld anzuhäufen, indem er ihm zu verstehen gab, er möge nicht auf die väterliche Geldbörse vertrauen, denn er hielt den Aufenthalt seines Sohnes *im Land der Weisheit* offenbar für das geeignete Mittel, alles nach seinen eigenen Wünschen einzurichten. David erlernte sein Gewerbe und vollendete seine Bildung in Paris. Als Faktor des Hauses Didot wurde er ein Gelehrter. Ohne seinen Vater dort einen roten Heller gekostet zu haben, verließ David Séchard Paris gegen Ende des Jahres 1819, vom Vater zurückbeordert, der ihm die Geschäfte übergeben wollte. Damals veröffentlichte die Druckerei Nicolas Séchards das einzige amtliche Anzeigenblatt des Departements und druckte

für die Präfektur und den Bischof – drei Kunden, die einem tatkräftigen jungen Mann ein großes Vermögen einbringen mussten.

Zu eben dieser Zeit erwarben die Brüder Cointet, Papierfabrikanten, das andere Druckereipatent in Angoulême, das der alte Séchard bis dahin in völliger Wirkungslosigkeit zu halten verstanden hatte, begünstigt durch die militärischen Krisen während der Herrschaft Napoleons, die alles Gewerbe lähmten; deshalb hatte er dieses Patent auch nicht erworben, und diese Sparsamkeit sollte nun zum Ruin seiner alten Druckerei beitragen. Als der alte Séchard die Neuigkeit erfuhr, dachte er sich händereibend, dass der Wettstreit zwischen seinem Haus und dem der Cointets von seinem Sohn ausgefochten werden würde und nicht von ihm. Ich hätte den Kürzeren gezogen, sagte er sich, aber ein bei den Herren Didot ausgebildeter junger Mann wird sich zu helfen wissen. Der Siebzigjährige lechzte nach dem Tag, von dem an er leben konnte, wie es ihm gefiel. So unwissend er in der höheren Typographie war, so ausnehmend bewandert war er in einer Kunst, der die Handwerker den scherzhaften Namen der Kippographie verliehen haben, einer vom göttlichen Verfasser des *Pantagruel* hochgeschätzten Kunst, deren jedoch von Tag zu Tag weniger gepflegt wird infolge des eifernden Wirkens der sogenannten *Temperenzlerbewegung*. Jérôme-Nicolas Séchard, treu dem Geschick, das sein Name ihm vorherbestimmt hatte, war mit einem unstillbaren Durst gesegnet. Lange Zeit hatte seine Frau diese Vorliebe für gepresste Trauben in vernünftigen Grenzen zu halten verstanden – eine Vorliebe, die den Bären so eigentümlich ist, dass Monsieur de Chateaubriand sie sogar bei den echten Bären Amerikas beobachtet hat; und die Philosophen haben festgestellt, dass die Gepflogenheiten der Jugendjahre sich im Alter mit noch größerer Deutlichkeit bemerkbar machen. Séchard bestätigte dieses Gesetz: Je älter er wurde, desto

lieber trank er. Seine Leidenschaft hinterließ in seinem Bären Gesicht unverwechselbare Merkmale: Die Nase hatte Form und Umfang eines Versal-A im Schriftgrad von sechs Cicero angenommen, die geäderten Wangen glichen Vignetten voll violetter, purpurner und oftmals streifiger Höcker, was an eine übergroße Trüffel denken ließ, die von herbstlichem Weinlaub umrankt war. Unter dicken Augenbrauen verborgen, die wie eingeschneite Büsche aussahen, hatten sich seine kleinen grauen Augen, in denen die Schläue einer Knickrigkeit blitzte, die alles andere, sogar die Gefühle eines Vaters, abtötete, selbst in der Trunkenheit ihren Witz bewahrt. Sein kahler und der Krone beraubter Kopf, von ergrauenden Haaren umrahmt, erinnerte an die Kapuziner aus den *Geschichten La Fontaines*. Er war klein und schmerbäuchig wie viele dieser alten Lampen, die mehr Öl als Docht verzehren, denn das Übermaß, dem man frönt, befördert die Entwicklung des Körpers in die Richtung, die ihm entspricht. Wie das Studium ist die Trunksucht dazu angetan, den Dicken dicker und den Mageren magerer zu machen. Jérôme-Nicolas Séchard trug seit dreißig Jahren den bekannten städtischen Dreispitz, den man in manchen Gegenden noch auf dem Kopf des Trommelschlägers der Stadt findet. Seine Weste und seine Hose waren aus grünlichem Samt. Und zur Krönung trug er einen alten braunen Gehrock, schinierte Baumwollstrümpfe und Schuhe mit Silberschnallen. Diese Kleidung, die im Bürger noch den Handwerker verriet, passte so gut zu Séchards Lastern und Gewohnheiten, drückte so treffend sein ganzes Leben aus, dass der alte Schlaukopf aussah, als wäre er darin zur Welt gekommen: Man hätte ihn sich ohne sein Gewand so wenig vorstellen können wie eine Zwiebel ohne ihre Schale. Hätte der alte Drucker nicht schon seit langem seinen maßlosen Geiz zu erkennen gegeben, hätte die Amtsübergabe an den Sohn genügt, um seinen Charakter zu illustrieren. Trotz des Wissens, das sein Sohn

aus der hervorragenden Schule der Didots mitbringen würde, versprach er sich, ein gutes Geschäft mit dem Sohn abzuschließen, das er seit langem im Sinn hatte. Machte der Vater ein gutes Geschäft, musste der Sohn ein schlechtes machen. Doch für diesen Schlaukopf gab es im Geschäftlichen nicht Vater und Sohn. Hatte Séchard in David zuerst sein einziges Kind gesehen, sah er in ihm später einen naturgegebenen Käufer, dessen Interessen den seinen entgegengesetzt waren: Er wollte teuer verkaufen, David musste günstig kaufen; folglich wurde sein Sohn zu einem Widersacher, den es zu übervorteilen galt. Diese Verwandlung der elterlichen Zuneigung in Habgier, die sich in gebildeten Kreisen in der Regel langsam, über Umwege und mittels Heuchelei vollzieht, ereignete sich schnell und unmittelbar bei dem alten Bären, der damit bewies, wie überlegen die gerissene Kippographie der gelehrten Typographie ist. Als sein Sohn kam, bezeigte ihm der alte Schlaukopf die käufliche Zärtlichkeit, die gewandte Leute ihren Opfern entgegenbringen: Er sorgte sich um ihn wie ein Liebhaber um seine Geliebte; er reichte ihm den Arm, sagte ihm, wohin er den Fuß setzen solle, um sich nicht zu beschmutzen; er hatte ihm das Bett wärmen, ein Feuer machen und ein Nachtmahl bereiten lassen. Am nächsten Tag, nachdem er versucht hatte, seinen Sohn bei einem üppigen Essen betrunken zu machen, sagte ein sehr angeheiterter Jérôme-Nicolas Séchard zu ihm: *»Wollen wir über die Geschäfte sprechen?«*, und dies so befremdlich zwischen zwei Rülpsern, dass David ihn bat, das Gespräch auf den kommenden Morgen zu verschieben. Der alte Bär wusste seine Trunkenheit allzu gut zu nutzen und gab den seit so langer Zeit vorbereiteten Feldzug nicht auf. Nachdem er diesen Klotz am Bein fünfzig Jahre ertragen habe, wolle er ihn, so sagte er, keine Stunde länger mehr mit sich herumschleppen. Vom nächsten Tag an sollte sein Sohn der Alte sein.

An dieser Stelle mag es angebracht sein, die Druckerei mit

ein paar Worten zu schildern. Sie lag an der Stelle, wo die Rue de Beaulieu auf die Place du Mûrier mündet, und dort befand sie sich seit dem Ende der Herrschaft Ludwigs XIV. Vor langer Zeit waren die Örtlichkeiten der Ausübung dieses Gewerbes angepasst worden. Das Erdgeschoss der Druckerei war ein einziger großer Raum, von der Straße her durch eine alte Verglasung und vom Hof durch ein großes neues Fenster mit Licht versorgt. Über einen Gang gelangte man zum Büro des Druckereibesitzers. In der Provinz ist aber das Druckereigewerbe Gegenstand einer so lebhaften Neugier, dass die Kundschaft lieber von der Straße durch eine Vordertür mit Glasfenstern eintritt, obwohl sie zu der Werkstatt, deren Fußboden gewissermaßen im Souterrain lag, einige Stufen hinabsteigen musste. In ihrem Staunen bemerkten die Neugierigen nie die Hindernisse auf dem Weg durch die Druckerei. Wenn sie die Druckbogen bestaunten, die wie Hängematten an unter der Zimmerdecke gespannten Schnüren trockneten, stießen sie dabei gegen die Gassen der Setzkästen, oder es wurde ihnen von den Eisenstreben, die der Druckerpresse Halt verliehen, der Hut vom Kopf geschlagen. Verfolgten sie die gewandten Bewegungen, mit denen ein Setzer die Lettern aus den einhundertzweiundfünfzig Fächern seines Setzkastens griff, seine Satzvorlage nachlas, die gesetzte Zeile im Winkelhaken überprüfte und darunter eine Reglette anbrachte, traten sie dabei in ein Ries eingeweichten und mit Gewichten beschwerten Papiers oder stießen sich die Hüfte an der Ecke eines Arbeitstischs: all das zur größten Erheiterung der Affen und Bären. Noch niemandem war es gelungen, ohne Zwischenfall die zwei großen Glaskäfige am Ende dieser Höhle zu erreichen, die sich als zwei erbärmliche Anbauten in den Hof erstreckten und in denen einerseits der Faktor und andererseits der Leiter der Druckerei residierten. Die Mauern des Hofes waren anmutig geschmückt mit Spalieren voller Weinreben von appe-

titlicher lokaler Färbung, dem Ruf des Druckermeisters angemessen. Am Ende des Hofes, an die Brandmauer angrenzend, befand sich ein baufälliger Schuppen, in dem das Papier gewässert und bearbeitet wurde. Dort war der Spülstein, in dem die Satzformen – oder um es volkstümlich auszudrücken, die Letternbretter – vor und nach dem Drucken gereinigt wurden; und ihm entfloß ein Gebräu aus Druckerschwärze und Haushaltsspülicht, das den Bauern, die am Markttag vorbeikamen, die Vorstellung einflößte, in diesem Haus wasche sich der Teufel. Der Schuppen grenzte zur einen Seite an die Küche und zur anderen an einen Holzverschlag. Das Obergeschoss des Hauses, über dem es nur zwei Mansardenzimmer gab, bestand aus drei Räumen. Der erste, bis auf das alte Holztreppehaus von gleicher Länge wie der Zugang, erhielt sein Licht von der Straßenseite durch ein kleines längliches Fenster und vom Hof durch ein Ochsenauge, und er diente als Vorraum und als Speisezimmer. Schlicht und schmucklos gekalkt, wirkte er wie der Ausdruck unverfrorenen kaufmännischen Geizes: Der schmutzige Fußboden war noch nie gewischt worden; die Möblierung bestand aus drei wackeligen Stühlen, einem runden Tisch und einer Anrichte zwischen zwei Türen, die in ein Schlafzimmer und in ein Wohnzimmer führten; Fenster und Tür waren bräunlich vor Schmutz; Papier, leer oder bedruckt, türmte sich meistens in diesem Zimmer, und oft fanden sich das Dessert, die Weinflaschen oder die leeren Teller von Nicolas Séchards Abendmahlzeit auf den Papierballen. Das Schlafzimmer, dessen Fenster bleiverglast waren und das sein Licht vom Hof erhielt, war mit den alten Wandbespannungen versehen, wie man sie am Fronleichnamstag an vielen Häusern in der Provinz aus dem Fenster hängen sieht. Es enthielt ein großes Bett mit Bettpfosten in Säulenform, Vorhängen an allen vier Seiten und einer Paradedecke aus rotem Sergestoff, zwei wurmstichige Sessel, zwei Stühle aus

Nussbaumholz und einen Wandteppich, einen alten Sekretär und eine Uhr auf dem Kaminsims. Dieses Schlafzimmer mit seiner Atmosphäre patriarchalischer Gemütlichkeit und seinen braunen Farbtönen war von Herrn Rouzeau eingerichtet worden, dem Vorgänger und Lehrmeister Jérôme-Nicolas Séchards. Das Wohnzimmer, das die selige Madame Séchard neu eingerichtet hatte, prunkte mit abscheulichen Holzvertäfelungen in grellem Blau; ihre Felder waren mit Tapeten im orientalischen Geschmack beklebt, dunkelbraun auf weißem Grund koloriert; das Mobiliar bestand aus sechs mit blauem Schafleder bezogenen Stühlen, deren Lehnen in Form einer Lyra geschnitzt waren. Die zwei Fenster mit ihren ungefügten Bogenrundungen, aus denen man die Place du Mûrier überblickte, hatten keine Vorhänge; auf dem Kaminsims gab es weder Kerzenleuchter noch Uhr, noch Spiegel. Madame Séchard war mitten unter ihren Verschönerungsvorhaben verstorben, und der Bär, der keinen Sinn sah in Verbesserungen, die nichts einbringen, hatte sie aufgegeben. Dorthin führte Jérôme-Nicolas Séchard, wiewohl *pede titubante*, seinen Sohn und zeigte ihm auf dem runden Tisch ein Gesamtverzeichnis der Ausstattung seiner Druckerei, das der Faktor unter seiner Aufsicht erstellt hatte.

»Lies das, mein Junge«, sagte Jérôme-Nicolas Séchard und schielte mit seinen trunkenen Augen von der Liste zu seinem Sohn und vom Sohn zu der Liste. »Du wirst sehen, was für ein Juwel von Druckerei ich dir übereigne.«

»Drei Holzpressen mit eisernen Stützstreben und mit gusseisernem Setzstein ...«

»Eine Verbesserung, die ich durchgeführt habe«, unterbrach der alte Séchard seinen Sohn.

»Mitsamt allem Zubehör: Druckerschwärze, Tupfballen und Arbeitstischen und so weiter, sechzehnhundert Francs! Aber Vater«, sagte David Séchard und legte die Liste zurück,

»Ihre Druckerpressen sind alte Mühlen, die keine hundert Écus wert sind und ins Feuer gehören.«

»Alte Mühlen?«, rief der alte Séchard, »alte Mühlen? ... Nimm das Verzeichnis und lass uns hinuntergehen! Du wirst sehen, ob eure hinterhältigen Schlossererfindungen sich so bewähren wie diese guten alten erprobten Maschinen. Und danach wirst du nicht mehr die Stirn besitzen, achtbare Druckerpressen zu verleumden, die wie Postkutschen laufen und noch dein ganzes Leben lang laufen werden, ohne eine einzige Reparatur. Alte Mühlen! O ja, alte Mühlen, die dir unnötige Kosten ersparen werden!, alte Mühlen, mit denen dein Vater zwanzig Jahre lang gearbeitet und dich zu dem gemacht hat, was du geworden bist.«

Der Vater stolperte die holperige, abgetretene Treppe hinunter, verlor aber nicht den Halt; er öffnete die Tür zu dem Gang, der in die Werkstatt führte, stürzte sich auf die erste seiner heimtückisch gereinigten und eingeölkten Druckerpressen und zeigte die kräftigen Presswangen aus Eichenholz, die sein Lehrjunge gewienert hatte.

»Ist das nicht eine Presse zum Verlieben?«, sagte er.

In der Presse befand sich der Text einer *Heiratsanzeige*. Der alte Bär senkte den Deckel auf den Rahmen, senkte den Rahmen auf den Setzstein und führte ihn unter der Walze hindurch; er zog den Pressbengel zurück, entrollte die Schnur, um den Setzstein zurückzufahren, und klappte Deckel und Rahmen mit der Behendigkeit eines jungen Bären hoch. Die so gehandhabte Presse quietschte so entzückend, als wäre ein Vogel gegen die Fensterscheibe gestoßen und weggefliegen.

»Gibt es eine einzige englische Presse, die so schnell arbeitet?«, sagte der Vater zu seinem verblüfften Sohn.

Dann eilte der alte Séchard zur zweiten und zur dritten Druckerpresse und vollführte an jeder von ihnen mit gleicher Gewandtheit den gleichen Vorgang. Die letzte zeigte seinem

vom Wein benebelten Auge eine Stelle, die der Lehrling übersehen hatte; und nachdem er ausführlich geflucht hatte, nahm der alte Zecher den Schoß seines Gehrocks und polierte die Maschine, wie ein Rosstäuscher das Pferd striegelt, das er verkaufen will.

»Mit diesen drei Pressen kannst du ohne Faktor deine neuntausend Francs im Jahr verdienen, David. Als dein künftiger Kompagnon bin ich strikt dagegen, dass du sie durch diese vermaledeiten Eisenpressen ersetzt, die nur die Typen abnutzen. In Paris habt ihr Hosianna gerufen, als ihr die Erfindung dieses verwünschten Engländers zu sehen bekam, der ein ausgemachter Feind Frankreichs ist und nur darauf erpicht war, die Schriftgießer reich zu machen. Ha! Stanhope-Pressen wolltet ihr haben! Herzlichen Dank für eure Stanhope-Pressen, die jede einzelne zweitausendfünfhundert Francs kosten, fast zweimal soviel wie meine drei Schätzchen zusammen, und die einem mangels Elastizität die Lettern zermartern. Ich bin nicht gebildet wie du, aber dies merke dir: Das Leben der Stanhope-Pressen ist der Tod der Lettern. Diese drei Pressen werden dir lange erhalten bleiben, die Druckerzeugnisse werden ordentlich *abgezogen* sein, und kein Bewohner des Angoumois wird mehr von dir verlangen. Drucke mit Eisen oder mit Holz, mit Gold oder mit Silber, sie werden dir dafür keinen Hosenknopf mehr bezahlen.«

»*Item*«, sagte David, »fünftausend Pfund Typen aus der Gießerei Monsieur Vafflards ...« Und bei diesem Namen konnte der Schüler der Herren Didot ein Lächeln nicht unterdrücken.

»Lach nur, lach nur! Nach zwölf Jahren sind diese Typen noch wie neu. Das nenne ich einen Schriftgießer! Monsieur Vafflard ist ein Ehrenmann, der haltbare Ware liefert; und für mich ist der beste Schriftgießer der, den man am seltensten aufsuchen muss.«

»Auf zehntausend Francs geschätzt«, fuhr David fort. »Zehntausend Francs, Vater! Das wären ja vierzig Sous für das Pfund, und die Herren Didot verkaufen ihre neue Cicero für nur sechsunddreißig Sous das Pfund. Ihre Schusternägel sind nicht mehr wert als das Rohmaterial, zehn Sous das Pfund.«

»Schusternägel nennst du die Bâtarde, die Antiqua, die Ronde Monsieur Gillés, des seinerzeitigen Kaiserlichen Druckers – Typen, die sechs Francs das Pfund wert sind, Meisterwerke des Stahlschnitts, vor fünf Jahren erworben und teilweise noch jungfräulich, sieh selbst!« Der alte Séchard ergriff einige Päckchen voll unbenutzter *Lettern* und zeigte sie vor.

»Ich bin kein Gelehrter, ich kann nicht lesen und nicht schreiben, aber ich weiß genug, um zu wissen, dass die Schrifttypen des Hauses Gillé die Vorgänger der englischen Typen deiner Herren Didot sind. Hier hast du eine *Ronde*«, sagte er, deutete auf einen Setzkasten und entnahm ihm ein großes M, »eine Cicero-*Ronde*, noch nie benutzt.«

David begriff, dass es keinen Sinn hatte, sich auf eine Auseinandersetzung mit dem Vater einzulassen. Entweder nahm er alles, wie es war, oder er weigerte sich rundheraus, ja oder nein. Der alte Bär hatte in seinem Inventar sogar die Trockenleinen aufgeführt. Der kleinste Rahmen, die Holzleisten, die Schälchen, der Stein und die Bürsten zum Reinigen der Rahmen – alles war mit der Gewissenhaftigkeit des Geizhalses beziffert. Die Gesamtsumme belief sich auf dreißigtausend Francs, inbegriffen das Patent des Druckermeisters und die Kundenkartei. David fragte sich insgeheim, ob die Sache zu bewerkstelligen wäre oder nicht. Als der alte Séchard seinen Sohn angesichts des Betrags wortlos sah, wurde er unruhig; ein heftiger Streit wäre ihm lieber gewesen als wortlose Zustimmung. Bei solchen Handelsgeschäften bedeutet der Streit, dass man es mit einem Gegenüber zu tun hat, das seine Interessen zu verfechten versteht. *Wer nicht verhandelt*, war die

Ansicht des alten Séchard, *der zahlt auch nicht*. Während er die Gedanken seines Sohnes zu ergründen versuchte, zählte er die erbärmlichen Werkzeuge auf, die für das Betreiben einer Druckerpresse in der Provinz erforderlich sind; er führte David eine Presse zum Glätten des Papiers und eine Beschneidemaschine für die Akzidenzen vor und rühmte ihre Nützlichkeit und Verlässlichkeit.

»Die alten Maschinen sind immer die besten«, sagte er. »Im Druckereigewerbe sollten sie mit Fug und Recht teurer sein als die neuen, genau wie beim Goldschläger.«

Abscheuliche Vignetten, die Liebesgötter und Amoretten darstellten, Tote, die ihren Grabstein anhoben, um ein V oder ein M zu bilden, große Rahmen aus Masken für Theaterzettel wurden durch die weinbefeuerte Beredsamkeit Jérôme-Nicolas Séchards zu Gegenständen von unermesslichem Wert. Er erklärte seinem Sohn, in der Provinz seien die Gewohnheiten der Leute so tief verwurzelt, dass es ein aussichtsloses Unterfangen wäre, ihnen schönere Dinge andienen zu wollen. Er selbst, Jérôme-Nicolas Séchard, habe versucht, ihnen bessere Kalender zu verkaufen als *Le Double Liégeois*, auf Bonbonpapier gedruckt! Aber nein, der echte *Double Liégeois* war den vorzüglichsten Kalendern vorgezogen worden. David würde bald genug erkennen, wie wichtig dieser alte Schrott war, den er teurer verkaufen konnte als die kostspieligsten Neuigkeiten.

»Ha, ha! mein Junge, Provinz bleibt Provinz, und Paris bleibt Paris. Wenn einer aus L'Houmeau kommt und seine Heiratsanzeige von dir setzen lassen will und du sie ihm ohne einen Amor mit Girlanden druckst, dann wird er sich nicht für rechtsgültig getraut halten und wird dir die Anzeige zurückbringen, wenn er darauf nur ein großes M sieht wie bei deinen Herren Didot, die die Krönung der Buchdruckerkunst sind und deren Erfindungen dennoch in frühestens hundert Jahren auf dem Land angekommen sein werden. Jawohl.«

Großzügige Leute sind schlechte Händler. David gehörte zu den schüchternen und zartfühlenden Menschen, die jeden Streit scheuen und nachgeben, sobald der andere ihnen zu nahe kommt. Seine edlen Gefühle und die Macht, die der alte Zecher über ihn zu wahren gewusst hatte, setzten ihn außerstande, einen Streit über Geld mit seinem Vater auszufechten, und dies noch mehr, als er dem Vater die besten Absichten zuschrieb, denn die Raffgier des Alten deutete er als Liebe des Druckers zu seinem Werkzeug. Doch Jérôme-Nicolas Séchard hatte alles für zehntausend Francs in Assignaten von der Witwe Rouzeau erworben, und angesichts des derzeitigen Zustands der Druckerei waren dreißigtausend Francs ein Wucherpreis, und so rief der Sohn:

»Mein Vater, damit erwürgen Sie mich!«

»Ich, der ich dir das Leben geschenkt habe? ...«, sagte der alte Zecher und hob die Hände zu den Trockenleinen. »Aber David, auf welchen Wert veranschlagst du denn das Patent? Weißt du überhaupt, was die amtlichen Verlautbarungen für zehn Sous die Zeile wert sind – ein Privileg, das im vergangenen Monat allein fünfhundert Francs eingebracht hat? Mein Lieber, sieh dir die Rechnungsbücher an, sieh selbst, was die Anzeigen und die Register der Präfektur ausmachen, die Aufträge vom Rathaus und vom Bischof. Du bist ein Faulpelz und willst es nicht zu etwas bringen. Du schacherst um das Pferd, das dich zu einem stattlichen Besitz wie dem Landgut in Marsac tragen soll.«

Dem Inventar war ein Vertrag zwischen Vater und Sohn beigefügt. Der gute Vater vermietete ihrer Gesellschaft sein Haus für den Betrag von zwölfhundert Francs, obwohl er es für nur den halben Betrag gekauft hatte, und behielt sich darin eines der zwei Zimmer im Mansardengeschoss vor. Solange David Séchard die dreißigtausend Francs nicht erstattet haben würde, sollten die Einkünfte jeweils zur Hälfte verrech-

net werden; erst wenn er seinem Vater den Kaufpreis erstattet hätte, wäre er alleiniger Besitzer der Druckerei. David erwog Patent, Kundschaft und Rechnungsbuch, ohne die Werkzeuge zu beachten; er dachte sich, er könne das Verlangte leisten, und nahm die Bedingungen an. Der Vater, an die zähen Verhandlungen unter Bauern gewöhnt und ohne Kenntnis der großzügigen Berechnungen der Pariser, zeigte sich von dem schnellen Einlenken überrascht.

»Sollte mein Sohn sich bereichert haben?«, fragte er sich, »oder denkt er sich gerade Schliche aus, um mich zu prellen?« Mit diesem Hintergedanken fragte er ihn aus, um herauszufinden, ob er Geld mitbrachte, das er ihm als Abschlagzahlung abnehmen konnte. Die Wissbegier des Vaters weckte Trotz bei dem Sohn. David blieb zugeknöpft bis zum Kragen. Am Tag darauf ließ der alte Séchard seinen Lehrling die Möbel, die er für sein Haus auf dem Land bestimmt hatte, in sein Zimmer im zweiten Stock bringen; er wollte sie später mit Bauernkarren transportieren lassen, die sonst leer zurückgefahren wären. Die drei Zimmer im ersten Obergeschoss hinterließ er seinem Sohn leer und kahl, wie er ihm auch die Druckerei ohne eine Centime zur Entlohnung der Arbeiter übereignete. Als David seinen Vater in dessen Eigenschaft als Kompagnon bat, sich an den notwendigen Ausgaben für das gemeinsame Unternehmen zu beteiligen, stellte der alte Drucker sich ahnungslos. Er habe sich, sagte er, als er ihm die Druckerei übereignete, nicht verpflichtet, ihm Geld zu geben; seinen Beitrag habe er geleistet. Als sein Sohn sich damit nicht abspeisen ließ, erwiderte er ihm auf dessen Vorhaltungen, als er der Witwe Rouzeau die Druckerei abgekauft hatte, habe er sich ohne einen Sou zu helfen gewusst. Wenn ihm, dem armen ungebildeten Handwerker, dies gelungen war, müsse ein Schüler der Herren Didot sich umso besser auf eine Lösung verstehen. Außerdem habe David Geld verdient, das er der Ausbildung verdankte,

die sein alter Vater im Schweiß seines Angesichts bezahlt hatte, und dieses Geld könne er nun verwenden.

»Was hast du mit deinem Salär gemacht?«, fragte er und ging wieder zur Attacke über, um herauszufinden, was das Schweigen seines Sohns ihm am Vortag verweigert hatte.

»Aber musste ich nicht leben, habe ich keine Bücher gekauft?«, erwiderte David ungehalten.

»Ha! Du hast Bücher gekauft? Du wirst als Geschäftsmann nicht viel taugen. Leute, die Bücher kaufen, sind nicht dazu geeignet, Bücher zu drucken«, erwiderte der Bär.

David empfand die schrecklichste aller Demütigungen, die in der Erniedrigung des eigenen Vaters besteht: Er musste den Schwall von niedrigen, weinerlichen, feigen und feilen Erklärungen über sich ergehen lassen, mit denen der alte Geizhals seine Weigerung begründete. David verbarg den Schmerz in seinem Inneren, als er sich allein sah, ohne Hilfe, und in seinem Vater einen Spekulanten entdecken musste, den er aus philosophischem Interesse erforschen wollte. Er erlaubte sich die Bemerkung, dass er nie Rechenschaft über das Vermögen seiner Mutter von ihm verlangt habe. Wenn dieses Vermögen nicht auf den Kaufpreis der Druckerei angerechnet werden könne, solle es zumindest für das gemeinsame Unternehmen verwendet werden.

»Das Vermögen deiner Mutter?«, sagte der alte Séchard, »ihr Vermögen, das waren ihre Klugheit und ihre Schönheit!«

Diese Antwort enthüllte David den ganzen Charakter seines Vaters, und er begriff, dass Rechenschaft nur um den Preis eines endlosen, kostspieligen und entehrenden Gerichtshandels zu erlangen wäre. In seiner Großmut nahm er die Last auf sich, die sein Herz beschweren würde, wohl wissend, wie schwer es ihm fallen würde, den Verpflichtungen nachzukommen, die er gegenüber seinem Vater eingegangen war.

»Ich werde arbeiten«, dachte er sich. »Wenn mir harte Zei-

ten bevorstehen, hat der Alte sie früher auch gekannt. Und arbeite ich letzten Endes nicht für mich selbst?»

»Ich hinterlasse dir einen Schatz«, sagte der Vater, den das Schweigen seines Sohns beunruhigte.

David fragte, worin der Schatz bestehe.

»Marion«, sagte der Vater.

Marion war ein gedrungenes Bauernmädchen, das in der Druckerei unentbehrliche Dienste leistete: Sie weichte das Papier ein und beschnitt es, kaufte ein und kochte, bleichte die Wäsche, lud das Papier von den Wagen ab, holte Geld und säuberte die Tupfballen. Wäre Marion des Lesens kundig gewesen, hätte der alte Séchard sie zur Setzerin gemacht.

Der Vater machte sich zu Fuß zu seinem Landsitz auf. Obwohl er sehr zufrieden mit dem als Gesellschaftervertrag verbrämten Verkauf war, beunruhigte ihn die Frage der Bezahlung. Nach den Ängsten um den Verkaufsvertrag kommen stets die um seine Erfüllung. Alle Leidenschaften sind von Grund auf heuchlerisch. Dieser Mann, der Bildung für überflüssig hielt, bemühte sich, an die Wirkung der Bildung zu glauben. Er verpfändete seine dreißigtausend Francs im Vertrauen auf das Ehrgefühl, das seinem Sohn durch die Bildung eingefloßt worden sein sollte. Als wohlzogener junger Mann würde David Blut und Wasser schwitzen, um seine Verpflichtungen zu erfüllen, dank seinen Verbindungen würde er Mittel und Wege finden, er hatte sich voll edler Gefühle gezeigt, er würde zahlen! Viele Väter, die so handeln, wännen väterlich zu handeln, wie es sich auch der alte Séchard einzureden vermocht hatte, als er sein Weingut in Marsac erreichte, einem kleinen Dorf, vier Meilen vor Angoulême. Dieses Gut, auf dem der vorherige Besitzer ein hübsches Haus gebaut hatte, war seit 1809, als der alte Bär es erworben hatte, von Jahr zu Jahr gewachsen. Dort kümmerte er sich um die Weinkelter statt um die Druckerpresse, und wie er selbst sagte, war er dem

Wein schon so lange zugetan, dass er sich zwangsläufig damit auskannte. Im ersten Jahr seines Rückzugs in das Landleben zeigte Vater Séchard sich mit besorgter Miene zwischen seinen Rebstöcken; er verbrachte alle Zeit in seinem Weingut, wie er sich früher stets in seiner Druckerei aufgehalten hatte. Die unvermuteten dreißigtausend Francs beduselten ihn mehr als der neue Wein, und er rieb sie in Gedanken zwischen den Fingern. Je weniger die Zahlung anstand, umso mehr gelüstete es ihn danach, sie zu kassieren. Und deshalb eilte er unter dem Eindruck seiner Sorgen oft von Marsac nach Angoulême. Er erklimmte die Steigungen des Felsens, auf dem sich die Stadt befindet, und betrat die Werkstatt, um zu sehen, wie sein Sohn sich zurecht fand. Die Druckerpressen standen an ihrem Platz. Der einzige Lehrling, der eine Papiermütze trug, kratzte die Druckerschwärze von den Tupfbällen. Der alte Bär hörte eine Presse quietschen, die eine Anzeige druckte, erkannte seine alten Lettern, sah seinen Sohn und den Faktor, die damit beschäftigt waren, in ihren Verschlagen Bücher zu lesen, die der Bär für Fahnenabzüge hielt. Nachdem er mit David zu Abend gegessen hatte, kehrte er auf sein Landgut in Marsac zurück und erging sich in seinen Befürchtungen. Der Geiz besitzt wie die Liebe eine Gabe des zweiten Gesichts, er spürt und ahnt künftige Ungewissheiten. Fern der Werkstatt, in welcher der Anblick seiner Gerätschaften ihn fesselte, weil er ihn an die Zeiten erinnerte, in denen er sein Vermögen erworben hatte, entdeckte der Winzer an seinem Sohn beunruhigende Anzeichen von Untätigkeit. Der Name *Gebrüder Cointet* erschreckte ihn, und er sah ihn über den Namen *Séchard und Sohn* triumphieren. Zuletzt witterte der alte Mann kommenden Unglück. Diese Vorahnung war berechtigt: Das Unglück drohte dem Haus Séchard. Aber die Geizhalse haben einen Gott. Durch ein Zusammenspiel unvorhergesehener Umstände sollte dieser Gott dem alten Zecher den Preis seines Wu-

cherhandels in die Geldkatze befördern. Aus folgendem Grund ging es mit der Druckerei Séchard bergab trotz aller Chancen des Gedeihens: In seiner Gleichgültigkeit gegenüber der Reaktion in religiösen Belangen, die von den Kräften der Restauration in der Regierung gefördert wurde, und seinem Desinteresse am Liberalismus wahrte David in politischer und religiöser Hinsicht eine Neutralität, die ihm nur schaden konnte. Er war in eine Zeit geraten, in der Geschäftsleute in der Provinz sich zu einer Meinung bekennen mussten, wenn sie Kunden haben wollten, und sich für die Seite der Liberalen oder die der Royalisten entscheiden mussten. Die Liebe, die sich in Davids Herz einnistete, seine wissenschaftlichen Interessen und seine idealistische Gesinnung ertöteten in ihm die Gewinnsucht, die den wahren Geschäftsmann ausmacht und die ihm erlaubt hätte zu ergründen, worin sich das Gewerbe in der Provinz von dem Pariser Gewerbe unterschied. Die schwerwiegenden Unterschiede in den Departements verschwinden in dem großen Ganzen von Paris. Die Brüder Cointet hängten ihr Mäntelchen nach dem Wind der royalistischen Überzeugungen, sie fasteten ostentativ, waren ständig in der Kathedrale anzutreffen, suchten die Gesellschaft der Priester und druckten als Erste wieder die religiösen Traktate, nach denen neue Nachfrage aufkam. So eröffneten sie sich diesen lukrativen Geschäftszweig, und David Séchard schmähete sie als Liberalen und Freidenker. Wie könne man, sagten sie, bei jemandem arbeiten lassen, der einen Septembermörder zum Vater hatte, einen Trunkenbold, einen Bonapartisten, einen alten Geizhals, der früher oder später goldene Berge hinterlassen würde? Sie selbst waren arm, mussten Familien ernähren, während David Junggeselle war und reich genug sein würde; obendrein nahm er Aufträge nur nach eigenem Gutdünken an, und so weiter. Unter dem Einfluss dieser Beschuldigungen gegen David übertrugen Präfektur und Bischof

schließlich ihre Druckaufträge den Brüdern Cointet. Bald darauf gründeten die gierigen Konkurrenten, ermutigt durch die Indolenz ihres Rivalen, ein zweites amtliches Anzeigenblatt. Die alte Druckerei erhielt nur noch Aufträge für Akzidenzdrucksachen, und die Einkünfte durch ihr amtliches Anzeigenblatt halbierten sich. Reich dank der beträchtlichen Gewinne, die kirchliche und fromme Schriften einbrachten, bot die Druckerei Cointet schon bald der Druckerei Séchard an, ihr das Anzeigenblatt abzukaufen, um die Verlautbarungen des Departements und die juristischen Einrückungen ungeschmälert zu verwalten. Sobald David seinem Vater diese Nachricht mitgeteilt hatte, eilte der alte Winzer, schon seit längerem entsetzt über das Vorankommen der Firma Cointet, so geschwind wie ein Rabe, der die Toten auf dem Schlachtfeld wittert, von Marsac zur Place du Mûrier.

»Überlass mir die Cointets, und misch dich nicht ein«, sagte er zu seinem Sohn.

Der alte Mann erriet schnell, was die Cointets im Schilde führten, und er erschreckte sie mit dem Scharfsinn seiner Bemerkungen. Sein Sohn sei im Begriff, eine Dummheit zu begehen, die er verhindern wolle, sagte er. Auf welche Kundenschaft sollten sie sich verlassen, wenn er ihr Anzeigenblatt aufgäbe? Anwälte, Notare, alle Geschäftsleute von L'Houmeau seien Liberale; die Cointets wollten den Séchards schaden, indem sie sie des Liberalismus bezichtigten, aber damit hätten sie ihnen die Rettung gewiesen, denn die Anzeigen der Liberalen blieben in der Hand der Séchards! Das Anzeigenblatt abtreten? ... Genausogut könnte man die Maschinen und das Patent abtreten. Dann verlangte er von den Cointets sechzigtausend Francs für die Druckerei, damit sein Sohn nicht in den Ruin getrieben werde: Er liebe seinen Sohn, er trete für ihn ein. Der Winzer benutzte seinen Sohn, wie die Bauern ihre Ehefrauen benutzen: Sein Sohn war willens oder nicht, je

nachdem welche Anerbieten er eines nach dem anderen den Cointets abrang, und er brachte sie, nicht ohne Mühen, dahin, für das *Journal de la Charente* einen Betrag von zweiundzwanzigtausend Francs zu zahlen. David musste sich allerdings verpflichten, niemals ein irgend geartetes Journal zu drucken, andernfalls er dreißigtausend Francs Schadensersatz zu leisten hätte. Dieser Verkauf war der Selbstmord der Druckerei Séchard; doch das scherte den Winzer wenig. Nach dem Diebstahl kommt stets der Mord. Der alte Schlaupkopf wollte den Erlös zur Tilgung seiner Rechnung verwenden, und um an das Geld zu kommen, hätte er David mitverkauft, umso lieber, als diesem lästigen Sohn die Hälfte des unerwarteten Gewinns zustand. Zur Entschädigung überließ der großherzige Vater ihm die Druckerei, beharrte jedoch auf dem sagenhaften Mietpreis von zwölfhundert Francs für das Gebäude. Seit dem Verkauf des Anzeigenblatts an die Cointets kam der alte Mann nur noch selten in die Stadt und erklärte das mit seinem hohen Alter; doch der wahre Grund war das geringe Interesse an einer Druckerei, die ihm nicht mehr gehörte. Die alte Zuneigung zu seinen Gerätschaften ließ sich allerdings nicht gänzlich verleugnen. Wenn seine Geschäfte ihn nach Angoulême führten, wäre schwer zu entscheiden gewesen, was ihn am meisten bewegte, sein Haus aufzusuchen, seine Holzpressen oder sein Sohn, bei dem er sich einfand, um pro forma die Miete zu verlangen. Sein früherer Faktor, der nun als Faktor bei den Cointets arbeitete, wusste, was er von dieser väterlichen Großzügigkeit zu halten hatte; er sagte, indem der schlaue Fuchs durch die wachsenden Mietrückstände zum Hauptgläubiger werde, behalte er sich das Recht vor, in die Angelegenheiten seines Sohnes einzugreifen.

David Séchards Indolenz hatte Ursachen, die den Charakter des jungen Mannes erhellen. Wenige Tage nach der Übernahme der väterlichen Druckerei war er einem Freund aus

Schulzeiten begegnet, der sich größter Armut und tiefstem Unglück ausgeliefert sah. Dieser Freund war ein junger Mann von etwa einundzwanzig Jahren namens Lucien Chardon, Sohn eines vormaligen Regimentsarztes in der republikanischen Armee, der durch eine Verwundung dienstuntauglich geworden war. Die Natur hatte Monsieur Chardon senior zum Chemiker bestimmt, und der Zufall hatte ihn zum Apotheker in Angoulême gemacht. Der Tod überraschte ihn mitten bei den unverzichtbaren Vorarbeiten zum Tätigen einer gewinnbringenden Entdeckung, deren Verfolgen ihn viele Jahre wissenschaftlicher Forschungen gekostet hatte. Er wollte jegliche Art von Gicht heilen. Die Gicht ist die Krankheit der Reichen, und die Reichen zahlen viel für die Gesundheit, wenn sie ihrer ermangeln. Deshalb hatte der Apotheker beschlossen, unter allen Problemen, die sich anboten, dieses zu lösen. Chardon senior musste sich zwischen Wissenschaft und praktischer Heilkunde entscheiden, und er wusste, dass nur die Wissenschaft ihm künftigen Reichtum garantieren konnte; so hatte er die Ursachen des Leidens erforscht und hatte seinem Heilmittel eine bestimmte Diät zugrunde gelegt, die es für jede Konstitution verträglich machte. Er starb während eines Aufenthalts in Paris, wo er sich des Rückhalts durch die Akademie der Wissenschaften versichern wollte, und verlor so die Frucht seiner Mühen. Im Vertrauen auf den künftigen Wohlstand hatte der Apotheker für die Erziehung seines Sohns und seiner Tochter keine Ausgaben gescheut, und der Unterhalt seiner Familie hatte die Einkünfte aus seiner Apotheke restlos aufgezehrt. So ließ er seine Kinder nicht nur im Elend zurück, sondern hatte sie zu ihrem Unglück in der Aussicht auf eine glänzende Zukunft erzogen, die sich mit seinem Tod in Luft auflöste. Der berühmte Desplein behandelte ihn und sah ihn in Krämpfen ohnmächtigen Zorns sterben. Der Ehrgeiz des Apothekers wurzelte in der übermächtigen Liebe des ehema-

ligen Regimentsarztes zu seiner Ehefrau, dem letzten Spross der Familie de Rubempré, die er 1793 wie durch ein Wunder vor dem Schafott gerettet hatte. Obwohl das junge Mädchen sich an dem Betrug nicht beteiligen wollte, hatte er behauptet, es sei schwanger, und damit Zeit gewonnen. Nachdem er sich so gewissermaßen das Recht verschafft hatte, sie zu heiraten, heiratete er sie ungeachtet beider Armut. Wie alle Kinder aus einer Liebesheirat erhielten seine Kinder als Erbteil nur die wundervolle Schönheit ihrer Mutter, ein Geschenk, das im Verein mit Armut und Elend oft höchst verhängnisvoll ist. Hoffnungen, Mühsal und Verzweiflung, all das lebhaft empfunden, hatten an der Schönheit Madame Chardons unübersehbar gezehrt, und die unaufhaltsamen Demütigungen der Bedürftigkeit hatten ihre Lebensweise verändert; doch ihre Tapferkeit und die ihrer Kinder zeigte sich ihrem Missgeschick gewachsen. Die arme Witwe verkaufte die Apotheke in der Grand-Rue von L'Houmeau, dem größten Vorort von Angoulême. Der Erlös aus dem Verkauf erlaubte ihr eine jährliche Rente von dreihundert Francs, von der sie nicht einmal allein hätte leben können; doch Mutter und Tochter sahen ihrer Lage unerschrocken ins Auge und suchten sich bezahlte Arbeit. Die Mutter betreute Frauen im Wochenbett, und ihr wohlherzogenes Auftreten empfahl sie in den Häusern der Reichen, in denen sie wohnte, ohne ihre Kinder etwas zu kosten, während sie zwanzig Sous am Tag verdiente. Um ihrem Sohn das Ungemach zu ersparen, seine Mutter in so niedriger Position zu sehen, nannte sie sich Madame Charlotte. Diejenigen, die ihre Dienste suchten, hatten sich an Monsieur Postel zu wenden, den Nachfolger Monsieur Chardons. Luciens Schwester arbeitete bei einer äußerst ehrbaren Frau namens Madame Prieur, ihrer Nachbarin, einer Feinwäscherin, die in L'Houmeau einen guten Ruf genoss, und verdiente etwa fünfzehn Sous am Tag. Sie war den anderen Arbeiterinnen vorge-

setzt und wurde von ihnen als jemand Besseres betrachtet, was sie ein wenig aus der Klasse der Grisetten heraushob. Die mageren Einnahmen aus ihrer Arbeit ergaben zusammen mit den dreihundert Francs Rente Madame Chardons etwa achthundert Francs jährlich für die Ernährung, Bekleidung und Unterkunft von drei Personen. Trotz der penibelsten Sparsamkeit in diesem Haushalt genügte das Geld kaum zum Leben, und es wurde fast ausschließlich von Lucien verbraucht. Madame Chardon und ihre Tochter Ève glaubten so unverbrüchlich an Lucien, wie Mohammeds Ehefrau an ihren Mann geglaubt hatte; ihre Aufopferung für seine Zukunft war grenzenlos. Die verarmte Familie bewohnte in L'Houmeau eine Wohnung, die Monsieur Chardons Nachfolger ihnen für eine sehr bescheidene Summe vermietete, am Ende eines Innenhofs über dem Labor der Apotheke gelegen. Lucien hauste in einem erbärmlichen Mansardenzimmer. Angespornet von einem Vater, der in seiner Begeisterung für die Naturwissenschaften dem Sohn die gleiche Richtung gewiesen hatte, war Lucien einer der besten Schüler des Gymnasiums von Angoulême gewesen und hatte die Tertia besucht, als Séchard den Schulabschluss machte.

Als der Zufall die zwei Schulkameraden zusammenführte, stand Lucien in seinem Überdruß, den elenden Kelch der Armut bis zur bitteren Neige zu leeren, vor einem jener verzweifelten Entschlüsse, wie man sie als Zwanzigjähriger fasst. Ein Salär von vierzig Francs im Monat, das David ihm großzügig bezahlte, denn er hatte Lucien angeboten, ihn zum Faktor auszubilden, obwohl er so jemanden keineswegs benötigte, rettete Lucien aus seiner Verzweiflung. Die solcherart erneuerten Freundschaftsbande aus Schulzeiten wurden schnell noch enger durch die Ähnlichkeit ihres Schicksals und die Unterschiedlichkeit ihres Charakters. Den Kopf voll hochfliegender Träume, zeichneten sich beide durch die überragende Intelli-

genz aus, mit der man den Größten von gleich zu gleich begegnet, und sahen sich zugleich zum Bodensatz der Gesellschaft verwiesen. Solche Ungerechtigkeit des Schicksals war ein mächtiges Band. Und beide waren auf unterschiedlichem Weg zur Poesie gekommen. Lucien, der zu den kühnsten Theorien der Naturwissenschaften berufen war, sehnte sich inbrünstig nach literarischem Ruhm, während David, den sein grüblerischer Geist zum Poeten bestimmt hatte, sich aus Neigung zu den mathematischen Wissenschaften hingezogen fühlte. Diese Zwischenlage der Rollen stiftete eine Art geistiger Bruderschaft. Schon bald weihte Lucien David in die hoffnungsfrohen Ansichten über den Einsatz der Naturwissenschaften in der Industrie ein, die er von seinem Vater übernommen hatte, und David wies Lucien die neuen Wege in der Literatur, die dieser einschlagen musste, um Ruhm und Reichtum zu erlangen. Die Freundschaft zwischen den zwei jungen Männern entwickelte sich binnen weniger Tage zu einer Leidenschaft, wie sie nur gegen Ende der Jugend entsteht. Bald bekam David die schöne Ève zu sehen und verliebte sich in sie mit der schwärmerischen Schwermut aller grüblerischen Geister. Das *et nunc et semper et in saecula saeculorum* der Liturgie ist die Devise dieser feinsinnigen unbekannteren Dichter, deren Werke aus herrlichen Epen bestehen, die zwischen zwei Herzen gezeugt und getilgt werden! Als der Liebende das Geheimnis der Mutter und der Schwester Luciens erriet, das Geheimnis der Hoffnungen, die sie in die edle Stirn des Dichters setzten, als er ihre blinde Hingabe erkannte, beglückte es ihn, sich der Geliebten zu nähern, indem er ihre Aufopferung und ihre Hoffnungen teilte. So erwählte David sich Lucien zum Bruder. Wie die Ultras, die royalistischer sein wollen als der König, übertrieb David den Glauben von Luciens Mutter und Schwester an dessen Begabung und verwöhnte ihn wie eine Mutter ihr Kind. In einem der Gesprä-

che, in denen sie unter dem Druck des Geldmangels, der ihnen die Hände band, wie alle jungen Leute über Mittel und Wege nachsannen, schnell zu Geld zu kommen, indem sie alle Bäume schüttelten, die längst abgeerntet waren und ihnen keine Früchte spendeten, entsann sich Lucien zweier Gedanken, die sein Vater geäußert hatte. Monsieur Chardon hatte sich mit dem Vorhaben getragen, den Zucker um die Hälfte zu verbilligen, indem man eine neue chemische Substanz verwendete, und den Preis des Papiers ebenso zu verringern, indem man aus Amerika bestimmte pflanzliche Stoffe einfuhrte, die denen gleichen, deren die Chinesen sich bedienen, die aber weniger kosteten. Im Wissen um die Bedeutung dieser Frage, die schon bei den Didots erörtert worden war, machte David sich die Überlegungen Monsieur Chardons zu eigen, die ihm möglichen Wohlstand verhießen, und betrachtete Lucien als einen Wohltäter, in dessen Schuld er ewig stehen musste.

Man kann sich vorstellen, wie wenig das, was die Gedanken der beiden Freunde beschäftigte und was in ihrem Inneren vor sich ging, sie dazu befähigte, eine Druckerei zu führen. Weit davon entfernt, fünfzehn- bis zwanzigtausend Francs einzubringen wie die Druckerei der Brüder Cointet, Drucker und Verlagsbuchhändler des Bistums, Inhaber des *Courrier de la Charente*, des nunmehr einzigen Journals im ganzen Departement, erbrachte die Druckerei von Séchard fils mit Mühe und Not dreihundert Francs im Monat, mit denen der Sold des Faktors, Marions Entlohnung, die Abgaben und die Miete bestritten werden mussten, was David nicht mehr als etwa hundert Francs monatlich beließ. Tatkräftige und unternehmungslustige Druckereibesitzer hätten die Lettern erneuert, gusseiserne Pressen gekauft und sich in Pariser Buchhandlungen Bücher besorgt, um sie zu niedrigerem Preis zu drucken; aber Meister und Faktor, versunken in ihre anspruchsvolle geistige Tätigkeit, begnügten sich mit den Druckaufträgen

der Kundschaft, die sie hatten. Die Brüder Cointet hatten Davids Charakter und Gepflogenheiten mittlerweile erkannt, und sie verleumdete ihn nicht mehr; stattdessen riet ihnen die kaufmännische Klugheit, diese Druckerei dahinvegetieren zu lassen und sie in ehrbarer Dürftigkeit am Leben zu erhalten, damit sie nicht etwa in die Hände eines Widersachers geriet, den man fürchten musste, und sie versahen sie aus freien Stücken mit Aufträgen für sogenannte Akzidenzen. In kaufmännischer Hinsicht überlebte David Séchard also, ohne es zu wissen, nur dank des gerissenen Kalküls seiner Konkurrenten. In ihrer Zufriedenheit mit dem, was sie als seine Marotte bezeichneten, begegneten ihm die Cointets mit geheuchelter Redlichkeit und Aufrichtigkeit; doch in Wahrheit handelten sie wie die Verwaltung der Postwagenanstalt, wenn sie Konkurrenz vorgaukelte, um drohenden Wettbewerb zu verhindern.

Das Äußere des Hauses der Druckerei Séchard stand in Einklang mit dem schäbigen Geiz, der im Inneren waltete, wo der alte Bär noch nie etwas hatte ausbessern lassen. Regen, Sonne und die Unbilden der vier Jahreszeiten hatten der Tür zum Hof das Aussehen eines alten Baumstamms verliehen, so zerklüftet war sie von ungleichmäßigen Furchen. Die Fassade, die ohne Sinn für Symmetrie aus Steinen und Backsteinen zusammengeschnitten war, sah aus, als böge sie sich unter dem Gewicht eines verrotteten Dachs, mit Hohlziegeln überladen, wie sie im Süden Frankreichs alle Dächer decken. Die verrotteten Fenster schmückten riesige, von massiven Querriegeln gehaltene Fensterläden, wie sie das heiße Klima erforderlich macht. Es wäre schwergefallen, in ganz Angoulême ein ähnlich ramponiertes Haus zu finden, das nur noch vom Mörtel zusammengehalten wurde. Man stelle sich die Werkstatt vor, die an beiden Enden Licht hatte und in der Mitte finster war, deren Wände Anschläge bedeckten, im unteren Teil braun verfärbt durch die Berührung mit den Arbeitern, die sich seit

dreißig Jahren an ihnen rieben, mit ihren Schnüren unter der Decke, ihren Papierbergen, ihren alten Druckerpressen, ihren Haufen von Gewichten für das eingeweichte Papier, mit ihren Gassen von Setzkastenregalen und mit den zwei Verschlügen am Ende, in denen der Meister und sein Faktor saßen, und man wird das Leben der zwei Freunde begreifen.

In den ersten Maitagen des Jahres 1821 weilten David und Lucien gegen zwei Uhr nachmittags vor dem Fenster zum Hof, zu der Stunde, da ihre vier oder fünf Druckereiarbeiter zum Essen gingen. Als der Meister sah, wie sein Lehrling die Tür mit der Türglocke zur Straße hin schloss, ging er mit Lucien in den Hof, als wäre ihm der Geruch von Papier und Druckerschwärze, von Druckerpressen und altem Holz unerträglich. Sie setzten sich in eine Laube, von der aus sie den Zugang zur Werkstatt im Blick hatten. Die Sonnenstrahlen, die auf die Weinreben fielen, liebkosten die zwei Dichter, indem sie sich wie eine Aureole um sie legten. Und dies betonte den Gegensatz zwischen Innerem und Äußerem der beiden so auffallend, dass ein großer Maler versucht gewesen wäre, zum Pinsel zu greifen. David hatte die Natur das Äußere verliehen, das sie denen gibt, die zu großen Kämpfen bestimmt sind, sichtbaren wie innerlichen. Sein massiger Oberkörper besaß breite Schultern, die mit dem kraftvollen Körper harmonierten. Sein Gesicht – gebräunt, von gesunder Farbe und fleischig, auf einem kräftigen Hals, eingerahmt von einem üppigen Dickicht dunkler Haare – glich auf den ersten Blick einem der Gesichter der von Boileau besungenen Stiftsherren, doch auf den zweiten Blick enthüllten dem Betrachter die Runzeln der dicken Lippen, das Grübchen des Kinns, die Form der breiten Nase, von einer unruhigen Einkerbung geteilt, und vor allem die Augen! die ungeminderte Inbrunst einer ausschließlichen Liebe, den Scharfsinn des Denkers und die verzehrende Melancholie eines Geistes, der beide Enden des

Horizonts zu ermessen wusste, indem er all ihre Windungen ergründete, und der wenig Freude an eingebildeten Genüssen hatte, weil er sie dem Licht der Analyse unterzog. Ließen sich diesem Gesicht die Blitze des großen Geistes ablesen, der sich aufschwingt, sah man darin ebenso die Asche eines Vulkans; die Hoffnung erlosch auf dieser Miene in dem hoffnungslosen Gefühl gesellschaftlicher Bedeutungslosigkeit, in der niedrige Herkunft und Armut so viele überlegene Geister gefangen halten. Neben dem armen Drucker, dem sein Beruf soviel Ungemach bereitete, mochte er dem Intellekt noch so nahe sein, neben diesem Silen, der so schwerfällig auf sich selbst zurückgeworfen war und der den Kelch der Wissenschaften und der Poesie in tiefen Zügen leerte, um sich zu berauschen und das Ungemach des Lebens in der Provinz zu vergessen, nahm Lucien die anmutige Haltung ein, welche die Bildhauer für den indischen Bacchus gefunden haben. Sein Gesicht war von der Erlesenheit klassischer Schönheit: Stirn und Nase von griechischem Ebenmaß, von samtenem Weiß wie bei einer Frau, Augen von einem Blau, dass es schwarz wirkte, Augen voller Liebe, deren Weiß so frisch war wie bei einem Kind. Diese schönen Augen lagen unter Augenbrauen, wie von einem chinesischen Pinsel gemalt, und waren von langen kastanienbraunen Wimpern beschattet. An den Wangen schimmerte ein seidiger Flaum von der Farbe des blonden und von Natur aus gelockten Haarschopfs. Die weißgoldenen Schläfen kündeten von erhabenem Liebreiz. Das kleine Kinn, unauffällig gewölbt, wirkte überaus edel. Die korallinen Lippen, deren Eindruck schöne Zähne betonten, trugen das Lächeln trauriger Engel. Lucien hatte die Hände eines Mannes aus gutem Hause, zierliche Hände, deren Bewegung Männern Gehorsam abverlangt und die zu küssen es Frauen verlockt. Lucien war schlank und von mittlerer Größe. Beim Anblick seiner Füße hätte ein Mann ihn umso mehr für ein verkleidetes jun-

ges Mädchen halten können, als er – wie die meisten gewitzten, um nicht zu sagen tückischen Männer – ausnehmend weiblich geformte Hüften hatte. Dieses selten trügende Anzeichen traf auf Lucien zu, dessen rastloser Geist, wenn er den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft erwog, oft zum Thema der Verderbtheit besonders gewandter Menschen schweifete, die wähnen, der Erfolg rechtfertige alle Mittel, so schändlich sie auch sein mögen. Ein großes Unglück, dem große Geister unterworfen sind, besteht darin, dass sie notgedrungen alles verstehen, Laster wie Tugenden.

Die zwei jungen Männer beurteilten die Gesellschaft umso überlegener, als sie sich an ihr unteres Ende befördert fühlten, wie es die Art verkannter Männer ist, sich für die Niedrigkeit ihrer Position durch die Hoffart ihres Blickwinkels zu rächen. Doch ihre Verzweiflung war noch betrüblicher, weil sie dazu verhalf, sie ihrem wahren Geschick entgegenzuführen. Lucien hatte viel gelesen und viel verglichen; David hatte viel gedacht und nachgedacht. Trotz des äußerlichen Anscheins unerschütterlicher und kräftiger Gesundheit war der Drucker ein melancholischer und schwermütiger Geist voller Selbstzweifel, während Lucien, draufgängerisch, aber wankelmütig, von einer Kühnheit war, die seiner weichlichen, beinahe schwächlichen Erscheinung mit all ihrem weiblichen Zauber widersprach. Lucien war im höchsten Maße ein Gascon – wagemutig, tapfer, abenteuerlustig, jemand, der sich das Gute schönredet und das Schlechte kleinredet, der vor keinem Fehltritt zurückscheut, wenn etwas dabei herauspringt, und der kein Laster scheut, wenn es als Trittbrett dienen kann. Diese Anlagen des Ehrgeizlings waren zu jener Zeit mit den edlen Illusionen der Jugend verbrämt, durch die Inbrunst, mit der er edle Mittel und Wege anstrebte, die ruhmstüchtige Menschen allen anderen vorziehen. Noch befand er sich nur im Widerstreit mit seinen Wünschen und nicht mit den Schwie-

rigkeiten des Lebens, mit seinem eigenen Vermögen und nicht mit der Feigheit der Menschen, die für lebhaftige Geister ein verhängnisvolles Beispiel ist. Von Luciens brillantem Geist hingerissen, bewunderte David den Freund und korrigierte im Geiste die Verfehlungen, zu denen ihn die französische Überschwenglichkeit hinriß. Dieser gerechte Mann war von schüchternem Temperament im Unterschied zu seiner kräftigen Konstitution, doch es mangelte ihm nicht an der Hartnäckigkeit der Menschen aus dem Norden. Schwierigkeiten, die er voraussah, wollte er meistern, ohne sich abschrecken zu lassen, und die Standhaftigkeit seiner wahrhaft heiligmäßigen Geduld milderte die Anmut grenzenloser Nachsicht. David war es, der in dieser seit langem bestehenden Freundschaft blind und ergeben liebte. Und Lucien herrschte wie eine Frau, die sich geliebt weiß. David unterwarf sich freudig. Die körperliche Schönheit seines Freundes bedeutete eine Überlegenheit, die er hinnahm, indem er sich selbst als schwerfällig und gewöhnlich betrachtete.

»Dem Ochsen ist die Mühsal am Pflug gegeben, dem Vogel das unbeschwerte Leben«, dachte sich der Drucker. »Ich werde der Ochse sein, und Lucien wird der Adler sein.«

Seit etwa drei Jahren hatten die beiden Freunde so ihre Schicksale vereint, für die sie sich eine großartige Zukunft ausmalten. Sie lasen die großen Werke, die seit dem Frieden am literarischen und wissenschaftlichen Horizont erschienen, die Werke Schillers, Goethes, Lord Byrons, Walter Scotts, Jean Pauls, Berzélius', Davys, Cuviers, Lamartines und so weiter. Sie wärmten sich an diesen großen Feuern und versuchten sich in gescheiterten, aufgenommenen, aufgegebenen und erneut aufgenommenen eigenen Arbeiten. Sie arbeiteten unablässig, ohne die unerschöpflichen Kräfte der Jugend zu verschleißen. Gleichermassen arm, doch verzehrt von der Liebe zur Kunst und zur Wissenschaft, vergaßen sie ihr gegenwärtiges Elend,

wenn sie damit beschäftigt waren, den Grundstein zu künftigen Ruhm zu legen.

»Lucien, weißt du, was ich aus Paris erhalten habe?«, sagte der Drucker und holte ein Klein-Oktav-Bändchen aus der Tasche. »Hör nur!«

David las so, wie Dichter zu lesen verstehen, die Idylle André Chéniers mit dem Titel *Nèère* vor und danach die namens *Le Jeune Malade*, die Elegie über den Selbstmord, die Elegie im Stil der Anakreontik und die zwei letzten Spottgedichte.

»Das also ist André Chénier?«, rief Lucien mehrmals aus. »Er ist trostlos«, wiederholte er zum dritten Mal, als David, der zu ergriffen war, um weiterzulesen, ihm das Buch überließ.

»Ein Dichter, von einem Dichter wiederentdeckt!«, sagte Lucien, als er den Namen unter dem Vorwort sah.

»Nachdem Chénier diesen Band verfasst hatte«, sagte David, »dachte er, nichts, was er geschrieben hatte, sei es wert, veröffentlicht zu werden.«

Lucien las nun seinerseits die epische Dichtung *L'Aveugle* und mehrere Elegien. Als er an das Fragment gelangte, das lautet:

*Wenn sie das Glück nicht kennen, gibt es dann Glück auf Erden?*

küsste er das Buch, und beide Freunde weinten, denn beide liebten voller Inbrunst. Die Weinreben hatten sich rötlich gefärbt, die rissigen, ausgebeulten, abscheulich zerfurchten alten Mauern des Hauses waren von der Hand einer Fee mit den Kanneluren, Auskragungen, Basreliefs und unzähligen Meisterstücken einer unvorstellbaren Architektur verkleidet. Die Einbildungskraft hatte ihre Blumen und ihre Rubine über den kleinen dunklen Hof geschüttet. André Chéniers Camille hatte sich für David in seine angebetete Ève verwandelt und für Lucien in eine vornehme Dame, der er den Hof machte.

Die Poesie hatte die majestätischen Schöße ihres sternbesetzten Gewands über der Werkstatt geschüttelt, in der die Affen und Bären der Typographie Grimassen schnitten. Es schlug fünf Uhr, doch die beiden Freunde verspürten weder Hunger noch Durst; das Leben war ein goldener Traum, alle Schätze der Erde lagen ihnen zu Füßen, und sie erspähten den bläulichen Streifen Horizont, den die Hoffnung jenen weist, deren Leben von Stürmen bewegt ist und denen ihre Sirenenstimme sagt: »Geht nur, fliegt, dieser goldene, silberne oder azurblaue Raum wird euch dem Unglück entinnen lassen.« In diesem Augenblick öffnete ein Lehrling namens Cérizet, ein Pariser Bengel, den David nach Angoulême geholt hatte, die kleine verglaste Tür von der Werkstatt zum Hof und bedeutete den zwei Freunden einen Unbekannten, der sich näherte und sie grüßte.

»Monsieur«, sagte er zu David, während er ein riesengroßes Heft hervorholte, »dies ist eine Denkschrift, die ich drucken lassen möchte; würden Sie mir die Kosten veranschlagen?«

»Monsieur, so umfangreiche Manuskripte drucken wir nicht«, erwiderte David, ohne einen Blick auf das Heft zu werfen, »gehen Sie zu den Herren Cointet.«

»Aber wir haben doch eine sehr schöne Type, die sich dafür eignen könnte«, sagte Lucien, der das Manuskript ergriff. »Hätten Sie wohl die Freundlichkeit, morgen wiederzukommen und uns Ihr Manuskript zu überlassen, damit wir die Druckkosten berechnen können?«

»Habe ich vielleicht die Ehre mit Monsieur Lucien Char-don ...«

»Ja, Monsieur«, erwiderte der Faktor.

»Es freut mich, Monsieur«, sagte der Verfasser des Manuskripts, »einen jungen Dichter mit so vielversprechenden Zukunftsaussichten kennenzulernen. Mich schickt Madame de Bargeton.«

Als Lucien diesen Namen vernahm, errötete er und stammelte einige Worte, um seinen Dank für Madame de Bargetons Anteilnahme an seinem Schicksal auszudrücken. David bemerkte das Erröten und die Verlegenheit seines Freundes und überließ ihm die Unterhaltung mit dem ländlichen Edelmann, Verfasser einer Denkschrift über die Zucht von Seidenraupen, den die Eitelkeit dazu antrieb, sich gedruckt zu sehen, damit seine Kollegen von der Landwirtschaftlichen Gesellschaft ihn lesen konnten.

»Oho, Lucien«, sagte David, als der Edelmann gegangen war, »bist du etwa gar in Madame de Bargeton verliebt?«

»Unsterblich!«

»Aber ihr seid durch Vorurteile weiter getrennt, als wenn sie in Peking wäre und du in Grönland.«

»Der Wille zweier Liebender überwindet alle Hindernisse«, sagte Lucien mit gesenktem Blick.

»Du wirst uns vergessen«, erwiderte der ängstliche Verehrer der schönen Ève.

»Vielleicht habe ich im Gegenteil die Geliebte geopfert«, rief Lucien.

»Was willst du damit sagen?«

»Trotz meiner Liebe, trotz der vielen Gründe, die ich habe, mich ihrer Patronage anzuempfehlen, habe ich ihr gesagt, dass ich nie wieder kommen wolle, wenn jemand, dessen Fähigkeiten den meinen so überlegen sind und dessen Zukunft glanzvoll sein muss, wenn David Séchard, mein Bruder und mein Freund, nicht bei ihr empfangen wird. Zu Hause werde ich eine Antwort vorfinden. Obwohl alle Adelshäuser heute Abend eingeladen sind, mich Verse vortragen zu hören, werde ich nie wieder einen Fuß über Madame de Bargetons Schwelle setzen, sollte die Antwort abschlägig sein.«

David drückte Lucien heftig die Hand, nachdem er sich die Augen gewischt hatte. Es schlug sechs Uhr.

»Ève wird sich Sorgen machen, Adieu«, sagte Lucien abrupt.

Er lief davon und ließ David in einem Gefühlsaufruhr zurück, wie man ihn so stark nur in jenem Alter empfindet, vor allem in der Situation, in der sich die zwei jungen Dichter befanden, denen das Leben in der Provinz noch nicht die Flügel gestutzt hatte.

»Du edle Seele!«, rief David und verfolgte mit dem Blick Lucien, der durch die Werkstatt eilte.

Lucien ging über die schöne Promenade von Beaulieu, durch die Rue du Minage und die Porte-Saint-Pierre nach L'Houmeau hinunter. Das war ein Umweg, doch man bedenke, dass an diesem Weg das Haus Madame de Bargetons lag. Es verschaffte ihm soviel Vergnügen, unter den Fenstern dieser Frau vorbeizugehen, auch wenn sie nichts davon wusste, dass er seit zwei Monaten nie mehr durch die Porte-Palet nach L'Houmeau ging.

Als er unter den Bäumen von Beaulieu ankam, erwog er, was Angoulême von L'Houmeau trennte. Die Sitten des Landes hatten seelische Schranken errichtet, die weit schwieriger zu bewältigen waren als der Abhang, den Lucien hinunterstieg. Der junge Ehrgeizling, der sich in das Stadtpalais der Bargetons eingeschlichen hatte, indem er den Ruhm wie eine Zugbrücke zwischen Stadt und Vorstadt legte, fragte sich besorgt, wie seine Geliebte sich wohl entscheiden werde – wie ein Günstling bei Hofe, der seine Macht auszuweiten versucht hat und nun befürchtet, in Ungnade gefallen zu sein. Solche Worte müssen denen unverständlich erscheinen, die noch nie Gelegenheit hatten, die Sitten und Gepflogenheiten von Städten zu beobachten, die in Oberstadt und Unterstadt geteilt sind; und es ist umso erforderlicher, Angoulême etwas eingehender zu erläutern, als man dadurch Madame de Bargeton, eine der wichtigsten Gestalten unserer Geschichte, besser verstehen wird.

Angoulême ist eine alte Stadt, erbaut auf dem Gipfel eines

Felsens in Zuckerhutform, oberhalb der Auen, durch die sich die Charente windet. Zum Périgord hin wird der Felsen zu einem länglichen Hügel, der abrupt an der Straße von Paris nach Bordeaux endet und einen Vorsprung bildet, den drei malerische Täler betonen. Die Bedeutung der Stadt zur Zeit der Religionskriege bekräftigen ihre Befestigungen, ihre Stadttore und die Überbleibsel einer Zitadelle auf der Felskuppe. Die Lage der Stadt, die ihr einstmals eine strategische Bedeutung verlieh, die sie für Katholiken wie Calvinisten gleichermaßen begehrenswert machte, ist heute ihr schwacher Punkt: Da sie sich nicht an den Ufern der Charente ausbreiten konnte, haben ihre Befestigungen und der allzu steil abfallende Fels sie zum düstersten Dahindämmern verdammt. Zu der Zeit, in der unsere Geschichte spielt, versuchte die Regierung, die Stadt an das Périgord anzuschließen, indem am Felsen entlang der Palast der Präfektur, eine Marineschule und militärische Einrichtungen erbaut wurden und Straßen angelegt wurden. Aber Handel und Gewerbe hatten sich anderswo angesiedelt. Seit langem hatte die Vorstadt L'Houmeau sich wie ein Pilzgeflecht am Fuß des Felsens und am Flussufer ausgebreitet, und am Fluss verläuft die Landstraße von Paris nach Bordeaux. Jeder weiß um die Bedeutung der Papierfabriken von Angoulême, die sich seit dreihundert Jahren notwendigerweise an der Charente und ihren Zuflüssen in der Nähe der Stromschnellen niedergelassen haben. In Ruelle hatte der Staat seine bedeutendsten Kanonengießereien für die Marine eingerichtet. Das Frachtfuhrwesen, die Post, die Herbergen, die Stellmacherei, die Droschkenvermieter – alle Gewerbezweige, die von der Straße und vom Fluss abhängig sind, haben sich am Fuß von Angoulême angesiedelt, um den Schwierigkeiten auszuweichen, die der Zugang zur Stadt mit sich bringt. Gerbereien, Wäschereien und alle wasserabhängigen Gewerbe verharren selbstverständlich in Reichweite der Charente; Obst-

brandlager und Magazine mit allen wichtigen Erzeugnissen, die auf dem Fluss verschifft wurden, sowie aller Durchgangshandel säumten die Charente mit ihren Einrichtungen. Der Vorort L'Houmeau wurde so zu einer geschäftigen und wohlhabenden Stadt, zu einem zweiten Angoulême, benedict von der Oberstadt, die Regierung, Bischofssitz, Gerichtsbarkeit und Aristokratie vorbehalten blieb. So kam es, dass L'Houmeau trotz seines tatkräftigen und wachsenden Potentials nur ein Anhängsel Angoulêmes darstellte. Oben der Adel und die Macht, unten der Handel und das Geld: zwei gesellschaftliche Bereiche, allenthalben in ständiger Gegnerschaft miteinander, und es fiel schwer zu entscheiden, welche der beiden Städte ihre Rivalin erbitterter hasste. Die Restauration hatte in den vergangenen neun Jahren die Situation verschärft, die unter dem Kaiserreich einigermaßen befriedet gewesen war. Den Großteil der Häuser in der Oberstadt bewohnten Adelsfamilien oder alteingesessene Bürgergeschlechter, die von ihrem Einkommen leben und eine Art autochthoner Nation bilden, zu der Fremde unter keinen Umständen vorgelassen werden. Es will schon viel heißen, wenn eine Familie, die aus einer benachbarten Provinz hergezogen ist, nach zweihundert Jahren Ansässigkeit und nach dem Einheiraten in eine der Familien von Ureinwohnern in diese Gesellschaft aufgenommen wird, denn in den Augen der Eingeborenen ist sie so gut wie gerade erst angekommen. Präfekte, Obersteuereinnahmer, Verwaltungsbeamte haben vierzig Jahre lang versucht, diese alten Familien zu zivilisieren, die wie misstrauische Raben auf ihrem Felsen hocken: Die Familien haben ihre Einladungen zu Festlichkeiten und Dinern angenommen, doch niemals käme es ihnen in den Sinn, sie bei sich zu Hause zu empfangen. Diese höhnischen, verleumderischen, eifersüchtigen und geizigen Geschlechter heiraten untereinander, fügen sich zum lückelosen Bataillon, damit niemand entkommen oder eindringen

kann; Schöpfungen des modernen Luxus ignorieren sie; ein Kind nach Paris gehen zu lassen heißt für sie, es sehenden Auges in den Untergang zu schicken. So beschaffene Vorsicht zeichnet die vorgestrigen Sitten und Gebräuche dieser Familien aus, die einen geistlosen Royalismus pflegen, die einem fanatischen Frömmertum huldigen, statt fromm zu sein, und deren Leben so unbeweglich ist wie das ihrer Stadt und ihres Felsens. Dennoch genießt Angoulême in den benachbarten Provinzen einen guten Ruf für die Erziehung, die es bietet. Die Nachbarstädte schicken ihre Töchter in die Pensionate und Klosterschulen. Man kann sich leicht denken, welche Rolle der Kastengeist in den Empfindungen spielt, die Angoulême und L’Houmeau trennen. Der Handel ist reich, der Adel in der Regel arm. Beide rächen sich aneinander durch beiderseits gleich stark ausgeprägte Verachtung. Die bürgerliche Schicht Angoulêmes schließt sich diesem Dauerzwist an. Der Händler aus der Oberstadt sagt mit unergründlichem Sarkasmus über den Kaufmann im Vorort: »Das ist ein Mann aus L’Houmeau!« Indem die Restauration dem französischen Adel eine Position vorgaukelte und ihm Hoffnungen einflößte, die ohne einen grundlegenden Umsturz unmöglich zu verwirklichen waren, verbreiterte sie die moralische Kluft, die Angoulême und L’Houmeau stärker trennte als die räumliche Entfernung. Die vornehme Gesellschaft, der Regierung treu ergeben, wurde in dieser Stadt hochmütiger als anderswo in Frankreich. Die Bewohner von L’Houmeau glichen gewissermaßen Parias. All das bewirkte die unerbittlichen und tiefen Animositäten, die dem Aufstand von 1830 eine erschreckende Einmütigkeit verliehen und alles zerstörten, was einen dauerhaften sozialen Frieden in Frankreich hätte begründen können. Der Dünkel des Hofadels entfremdete den Provinzadel dem Thron, während dieser sich das Bürgertum entfremdete, indem er dessen Eitelkeit an allen Ecken und Enden verletzte.

Ein Mann aus L'Houmeau, Sohn eines Apothekers, der bei Madame de Bargeton verkehrte, das war in der Tat eine kleine Revolution. Wer waren ihre Urheber? Lamartine und Victor Hugo, Casimir Delavigne und Canalis, Béranger und Chateaubriand, Villemain und Monsieur Aignan, Soumet und Tissot, Étienne und d'Avrigny, Benjamin Constant und La Mennais, Cousin und Michaud sowie nicht zuletzt die alten wie die neuen literarischen Berühmtheiten, Liberale wie Royalisten. Madame de Bargeton liebte die Kunst und die Literatur – in Angoulême ein ausgefallener Geschmack und eine zutiefst beklagenswerte Verirrung, die es jedoch zu rechtfertigen gilt, indem das Leben dieser Frau nachgezeichnet wird, die zum Ruhm geboren war, durch verhängnisvolle Umstände zu einem Schattendasein verurteilt war und deren Einfluss Luciens Geschick bestimmen sollte.

Monsieur de Bargeton war Urenkel eines Verwaltungsbeamten unter dem Ancien régime aus Bordeaux mit Namen Mirault, der unter Ludwig XIII. nach langem Wirken in dessen Dienst geadelt worden war. Unter Ludwig XIV. war Miraults Sohn, nunmehr Mirault de Bargeton, Offizier der Türwache, und er machte eine so vorteilhafte Heirat, dass sein Sohn unter Ludwig XV. schlicht und einfach Monsieur de Bargeton hieß. Dieser Monsieur de Bargeton, Enkel des Beamten Monsieur Mirault, legte so großen Wert darauf, sich als vollendeter Edelmann zu gebärden, dass er alles Vermögen der Familie verprasste und ihr Glück beendete. Zwei seiner Brüder, Großonkel des gegenwärtigen Bargeton, wurden wieder Händler, sodass es in Bordeaux Kauflleute namens Mirault gibt. Da die Ländereien von Bargeton im Angoumois in der Lehnsfolge des Lehens von La Rochefoucauld ebenso unveräußerlich und unbeleihbar waren wie ein Haus im Angoulême, das Hôtel de Bargeton hieß, konnte der Enkel Monsieur de Bargetons, des Verprassers, das Erbe dieser zwei Besitztü-

mer antreten. Im Jahr 1789 wurde ihm aller Nießbrauch aberkannt, und ihm blieben nur die Einkünfte aus dem Grundbesitz, die sich noch immer auf ungefähr zehntausend Livres beliefen. Hätte sein Großvater den ruhmreichen Beispielen Bargetons I. und Bargetons II. nachgeeifert, wäre Bargeton V., den man den Stummen nennen könnte, ein Marquis gewesen; er hätte in eine hochadelige Familie geheiratet und wäre Herzog und Pair von Frankreich geworden wie so mancher; stattdessen erschien es ihm im Jahr 1805 als überaus schmeichelhaft, Mademoiselle Marie-Louise-Anaïs de Nègrepelisse zu ehelichen, die Tochter eines Edelmanns, der seit langem in seinem kleinen Wirkungsbereich vergessen war, obwohl er dem jüngeren Zweig einer der ältesten Familien Südfrankreichs entstammte. Unter den Geiseln des heiligen Ludwig gab es einen Nègrepelisse, doch das Haupt des älteren Zweigs der Familie trägt den erlauchten Namen d'Espard, unter Heinrich IV. durch eine Heirat mit der Erbin der Familie dieses Namens erlangt. Edelmann Nègrepelisse, jüngerer Sohn eines jüngeren Sohns, lebte auf dem Grundbesitz seiner Ehefrau, einem kleinen Gut in der Nähe von Barbezieux, das er vorbildlich bewirtschaftete – er verkaufte seinen Weizen auf dem Markt, brannte eigenhändig seinen Weinbrand und scherte sich nicht um den Spott, solange er Geld verdiente und von Zeit zu Zeit Land zukaufen konnte. Durch Umstände, wie sie für die tiefste Provinz eher unüblich sind, hatte Madame de Bargeton Geschmack an Musik und Literatur entwickelt. Während der Revolution versteckte sich ein Abbé namens Niollant, der beste Schüler des Abbé Roze, unter Mitnahme seiner Kompositionsunterlagen in dem kleinen Schloss d'Escarbas. Die Gastfreundschaft des alten Edelmanns hatte er großzügig entlohnt, indem er dessen Tochter Anaïs, genannt Naïs, unterrichtete, denn ohne dieses Abenteuer wäre das junge Mädchen sich selbst überlassen geblieben oder, schlim-

mer noch, dem Einfluss irgendeiner schändlichen Kammerfrau. Der Abbé war nicht nur Musiker, sondern auch in der Literatur bewandert, sprach Italienisch und Deutsch. Er unterrichtete Mademoiselle de Nègrelisse in diesen zwei Sprachen und im Kontrapunkt; er erläuterte ihr die großen literarischen Werke Frankreichs, Italiens und Deutschlands und nahm mit ihr die Musik aller großen Komponisten durch. Und um dem Müßiggang zu wehren, dieser Folge der Einsamkeit, zu der die politischen Ereignisse sie verurteilten, brachte er ihr Griechisch und Latein bei und vermittelte ihr oberflächliche Kenntnisse in den Naturwissenschaften. Es gab keine Mutter, die diese männliche Erziehung eines jungen Geschöpfes gemildert hätte, das bei diesem Landleben bereits allzu großen Geschmack an der Unabhängigkeit gefunden hatte. Abbé Niollant, ein schwärmerischer und poetischer Geist, zeichnete sich insbesondere durch die Sichtweise des Künstlers aus, an der manches schätzenswert ist, die sich jedoch durch die Eigenwilligkeit des Urteils und die Unvoreingenommenheit der Ansichten vom Denken der Bürger abhebt. In der Gesellschaft mag einem solchen Geist seine Verwegenheit ob seiner originellen Tiefe verziehen werden, doch im Privatleben kann sich dies als nachteilig erweisen, weil es zur Absonderung ermuntert. Der Abbé war ein wohlmeinender Mensch, und seine Gedanken wirkten ansteckend auf das junge Mädchen, dessen naturgegebene jugendliche Überspanntheit die Einsamkeit des Landlebens verstärkt hatte. Abbé Niollant vermittelte seiner Schülerin die Kühnheit und die Ungebundenheit seines Urteils, ohne zu bedenken, dass solche einem Mann unerlässliche Eigenschaften sich bei einer Frau, die zum bescheidenen Wirken der Gattin und Mutter bestimmt ist, nachteilig auswirken müssen